

# NADIA SHEHADEH

Den Kapitalismus  
vom Sofa aus  
bekämpfen



# ANTI- GIRLBOSS

ullstein 

Nadia Shehadeh  
**Anti-Girlboss**



NADIA  
SHEHADEH

ANTI-  
GIRLBOSS

Den Kapitalismus vom Sofa aus bekämpfen

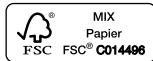
Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Ullstein ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-550-20220-9

© 2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

»Work as I've been told.  
In return I get money.«  
(*The Knife*)

Eins vorweg: Jede\_r kann ein Anti-Girlboss sein, ganz egal, ob man sich als Frau, Mann oder non-binär identifiziert. Dennoch muss ich vorab zugeben, dass ich in diesem Buch sehr viel über »Frauen« schreibe – auch, weil die Girlboss-Diskurse, denen ich mich angenähert habe, selbst sehr binär operieren. Wenn ich von Frauen spreche, meine ich damit alle Personen, die sich als weiblich identifizieren oder als Frauen wahrgenommen werden. Andersrum meine ich mit Männern all diejenigen, die als Männer gelesen werden oder sich als männlich identifizieren. Dort, wo ich auf Texte, Studien und andere Quellen verweise, habe ich Inhalte so übernommen, wie ich sie vorgefunden habe. Ansonsten verwende ich einen Gender-Gap, also einen Unterstrich, der typografisch wie auch symbolisch Raum schafft für Menschen, die sich nicht allein in der Zweigeschlechtlichkeit von Frau und Mann wiederfinden.

# Inhalt

Prolog	9
Kein Girl, kein Boss, ein Anti-Girlboss	17
»Gaslight, Gatekeep, Girlboss«	31
Bye-bye, Ambitionen!	45
Große Schwester, gute Tochter	59
Arbeit im Namen der (Hetero-)Liebe	71
Der Mythos der »faulen Frau(en)«	89
Tschüss, Girlboss-Zeitalter. Hallo, Girloser-Ära!	104
Verwöhnt und verhätschelt	118
Von der Skyline zum Bordstein	132
Privileg Arbeit?	145
Girlunions statt Girlboss-Gehabe	159
Der Hustle ist out	169
»Rest Revolution«: Ein widerständiger Akt	184
Arbeit ist nur das halbe Leben	192
Endlich Feierabend	202
Danksagung	209
Anmerkungen	211





# Prolog

»Oh Mann, heute habe ich richtig Bock zu arbeiten!«, ist wahrscheinlich einer meiner Lieblingsätze. Lol. Leg das Buch noch nicht weg. Das war ein kleiner Witz. »Heute nicht mit mir!«, trifft es schon eher, denn »Heute nicht mit mir«-Tage sind einfach die besten. Arbeiten? Na ja. Keine Termine und keine Verpflichtungen? Das trifft schon eher meine Vorstellung von einem perfekten Tag!

Müßiggang und gemütliche Stunden, in denen ich im Schlafanzug vor mich hinchillen kann, ohne dass irgendjemand etwas von mir will oder mir sonst wie auf den Keks gegangen wird – das ist meine Vorstellung vom Paradies. Und meine Lieblingsbeschäftigungen sind an »Heute nicht mit mir!«-Tagen die, die genau genommen eigentlich gar keine richtigen Beschäftigungen sind: chillen, die Wand anstarren und über sinnloses Zeug nachdenken – zum Beispiel darüber, ob die Schauspielerin Brittany Murphy 2009 an

einem grippalen Infekt oder einem Schimmelproblem in ihrem Haus gestorben ist. Ihr seht schon: Ich liebe »Aktivitäten«<sup>TM</sup>, von denen immer gesagt wird, dass man sich ihnen eher nur dosiert hingeben soll, wenn man ein produktives und salonfähiges Mitglied der Gesellschaft sein will. Ich mag Dinge, die ich in meinem Alter (ich bin Jahrgang 1980) eigentlich nicht mehr so gut finden sollte. Dazu gehören:

**Prokrastinieren. Prokrastination hat einen furchtbar schlechten Ruf**, und seit man herausgefunden haben will, dass es sich um ein emotionales und kein Zeitmanagement-Problem handelt, ist **sie** sozusagen der Endfeind – aber nicht für mich. Prokrastination hat mir schon viele gute Dinge beschert: Ein neues Badezimmer, saubere Fenster, eine von A bis Z sortierte Plattensammlung. Es gibt durchaus Schlimmeres. Wenn es also heute etwas gibt, das du auf morgen verschieben kannst: Nur zu. Solange keine\_r stirbt und du nicht im Gefängnis landest, kann es so schlimm nicht sein!

**Stundenlang auf mein Handy starren.** Ebenfalls sehr verpönt, weil es – so wird landläufig angenommen – dumm, träge und an-

triebslos machen kann. Stundenlang auf sein Smartphone gucken ist der Inbegriff von Lortum – und, wenn ich ehrlich bin, wahrscheinlich mein größtes und erfolgreichstes Hobby. Ich bin ein Champion am Smartphone und schäme mich nicht dafür. Auch Doublescreening, also das Benutzen von mehreren technischen Devices gleichzeitig, gehört zu meinen Spezialitäten: Auf einem Tablet eine Serie gucken und nebenbei auf dem Handy bei Instagram die Schauspieler\_innen stalken? Meine Königsdisziplin!

**Intensiv in den sozialen Netzwerken im Internet herumturnen:** Auch hier bin ich Meisterin meines Fachs, obwohl ständig davor gewarnt wird, dass eine exzessive Nutzung negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden haben und im schlimmsten Fall zu Depressionen führen kann. Mir haben die Sozialen Netzwerke schon viele schöne Stunden und vor allem viele neue Freund\_innen gebracht. Deswegen scrolle ich weiter – ohne schlechtes Gewissen.

Ich hänge so viel auf Facebook rum, dass ich wahrscheinlich eine der ersten User\_innen war, bei denen

diese neue Warnung auf der Startseite landete: »Nutze Facebook nicht, um dich abzulenken! Finde heraus, wie viel Zeit du in der Facebook-App auf diesem Gerät verbringst!« – ungefähr so. Und was soll ich sagen: Wenn sogar schon Mark Zuckerbergs Imperium dir mitteilt, dass du zu oft und zu lang in seinem sozialen Netzwerk rumpimmelst, dann ist da wahrscheinlich was dran. Ich bin eine Slackerin, ein Faulpelz, wenn FDP-Fritze Christian Lindner eine wie mich treffen würde, liefe es ihm kalt den Rücken runter.

Ich mache all das, was angeblich nicht so gut ist, wenn man die beste Version seiner selbst sein will. Aber was soll ich sagen: Ich bin zufrieden – meistens jedenfalls. Ich habe alles im Griff. Meine Wohnung ist sauber. Ich gehe arbeiten, ich bezahle meine Rechnungen und Steuern – richtig erwachsen. Ich will mich nicht optimieren, denn ich finde mich optimal genug. Ich bin durchschnittlich, glücklich damit, und Menschen, die mich persönlich kennen, würden das mit Sicherheit unterschreiben.

»Das Patriarchat hat uns lange genug ausgemergelt«, hat eine Freundin mal gesagt. »Ich finde, es ist an der Zeit, dass die Leute und vor allem auch wir uns endlich mal in Ruhe lassen.« Und ich finde, das trifft den Nagel auf den Kopf.

Seit ich beschlossen habe, dass Auszeiten nicht nur angenehm, sondern auch wunderbar subversiv

sind, nehme ich sie mir öfter. Ich liebe es, mich in wirklich skurrile Themen zu vertiefen (meine Fachgebiete: das Schimmelproblem in Brittany Murphys Haus, die turbulente Beziehung von INXS-Sänger Michael Hutchence und Paula Yates und die Küchenu-tensilien von Schauspielerin Debi Mazar). Ich mache gern Dinge, die weder mir noch jemand anderem etwas bringen außer Spaß. Je sinnloser, desto besser.

Ich gehe zur Arbeit, weil ich muss. Ich mache Feierabend, sobald ich kann. Ich besitze mehrere Flauchbademäntel, und wenn ich mich nach einem Arbeitstag oder verrichteten Aufgaben in einen einpacke, überkommen mich nahezu religiöse Gefühle, die ich entsprechend verbalisiere: »Halleluja!«, stöhne ich dann, oder: »Gott sei Dank!«

Ich hänge gerne zu Hause herum, auch wenn einem ständig eingetrichtert wird, dass es da so stinklangweilig ist, dass man auf jeden Fall noch irgendwo arbeiten gehen muss, damit einem nicht die Decke auf den Kopf fällt. Mir fällt zu Hause nichts auf den Kopf, im Gegenteil: Ich kann lesen, Nickerchen machen, Videospiele spielen, Musik hören, Fernsehen gucken, und wenn es mir doch mal zu öde wird, kann ich Freund\_innen einladen oder rausgehen und Orte aufsuchen, die nichts mit Arbeit zu tun haben. Denn davon gibt es eine Menge. Ich habe ein Lebensmotto, an das ich fest glaube: Ein halbwegs öder Tag zu

Hause ist immer noch besser als ein interessanter Tag bei der Arbeit. Wer was anderes behauptet, soll mich vom Gegenteil überzeugen – und das wird schwer.

Ein guter Tag geht für mich so: Ich wache auf, wann ich will, kann in meinem eigenen Tempo starten, ich kann mich treiben und überraschen lassen, welcher Schabernack mir als Nächstes einfällt. Bestenfalls verurteile ich mich am Ende eines solchen Tages nicht dafür, dass ich einfach nur gut gelaunt hindurchscharwenzelt bin, ohne etwas Bahnbrechendes auf die Reihe bekommen zu haben. Natürlich kenne auch ich all die Vorwürfe, die man sich machen kann, wenn man *einfach nur existiert*. Trotzdem versuche ich, mir diese Tage, wann immer es geht, zu gönnen – auch wenn sie selten sind. Oft müssen ein paar Stunden oder Minuten ausreichen, da auch ich meistens arbeiten oder Dinge erledigen muss, die mir von außen auferlegt worden sind, damit mein Alltag funktioniert. Und Verantwortung nehme ich nach wie vor ernst – auch wenn ich nicht ganz vorne mitschwimmen muss, heißt das nicht, dass ich mich komplett dem Nichtstun hingebe (obwohl es sehr schön wäre). Ich habe es aber geschafft, mich in einer Komfortzone einzurichten, in der ich mich meistens gerne aufhalte.

Und ich habe einen Verdacht: Es wimmelt da

draußen nur so von Menschen, die das Gleiche empfinden wie ich. Menschen zum Beispiel, die nicht erfolgreich sein wollen oder können, sondern sich durchs Leben bewegen, ohne ständig irgendwelchen Fantasiezielen hinterherzuhecheln. Die sich an Quatsch erfreuen und keine Lust haben, ständig abzuliefern und zu glänzen. Die sich immer öfter zurücklehnen, ohne zu denken, dass es eine Todsünde ist und unbedingt abtrainiert gehört. Menschen, die verstanden haben, dass es nicht der Sinn des Lebens sein kann, sich für ein Gesellschaftssystem auszubluten, das einem jeden Tag Energie abzwackt.

Auch ich habe lange gedacht, ich müsste irgendwie motivierter, dynamischer, ambitionierter, durchdachter und planvoller durch mein Leben wandeln, aber egal, was ich tat, ich kam nie an einen Punkt, an dem ich das Gefühl hatte: Jetzt ist es genug. Jetzt *bin ich* genug.

Ein besserer Job, eine schönere Wohnung, noch mehr Geld, noch mehr Sport, noch mehr Wissen, noch mehr Fremdsprachen, noch mehr Soft Skills, noch mehr Qualifikationen. Wenn ich eine Sache von der »To-achieve«-Liste abgehakt hatte, kamen gleich zehn neue dazu. Ein Teufelskreis. Bis ich irgendwann beschloss: Ich lasse es jetzt. Nicht als Achtsamkeitsübung, nicht als Resilienzförderungsstrategie, nicht als Zaubertrick, der mich insgeheim zu noch mehr



Produktivität verführen wird, nein: Ich lasse es einfach, aus Prinzip – und erlaube mir, aus dem Hustle auszusteigen.

Dieses Buch ist nicht für Girlbosse, sondern für Girl-Angestellte, Girl-Workerinnen, Girlloser und andere Anti-Girlbosse. Es ist kein Achtsamkeitsratgeber und keine »How to Upgrade Your Life«-Bibel. Es ist ein Plädoyer dafür, sich in eine Wolldecke zu wickeln, eine Pizza in den Ofen zu schieben und sich Tagträumen hinzugeben – und zwar ohne schlechtes Gewissen. Es soll einen Anreiz liefern, hier und da ein Extra-Schläfchen einzuplanen und es als Widerstand gegen den Kapitalismus zu begreifen. Wer sich jetzt schon hinlegen will: Nur zu. Niemand stirbt, wenn du erst morgen weiterliest! Ich schon gar nicht, denn ich bin ausgeruht – und quicklebendig. Und das ist mehr, als ich mir wünschen kann.

# Kein Girl, kein Boss, ein Anti-Girlboss

Ich bin ein Anti-Girlboss, und zwar aus Überzeugung. Als der Begriff »Girlboss« 2014 von der jungen US-amerikanischen Unternehmerin Sophia Amoruso in ihrem gleichnamigen Buch<sup>[1]</sup> popularisiert wurde, war ich so sehr Anti-Girlboss, dass ich mich mit dem Konzept gar nicht erst beschäftigte. Mit Mitte dreißig war ich 2014 weder ein »Girl« und ein Boss sowieso schon mal gar nicht. Die hinter dem Konzept stehende Idee, dass Frauen sich einfach mit einer ordentlichen Portion Ehrgeiz in der männlichen Erfolgswelt durchsetzen müssen, um das materialistische, karrierefokussierte Leben führen zu können, das sie sich schon immer ausgemalt hatten, war mir schon suspekt, bevor Amoruso auf der Bildfläche erschienen ist. Dass so als Sahnehäubchen obenauf auch noch gesellschaftlicher Wandel erreicht werden könnte, erst recht.

Ich widmete mich also erst später Amorusos Ge-

schichte, und zwar als ich sie mir in leicht verdaulichen Häppchen in der ebenfalls gleichnamigen Netflix-Serie reinklingelte. Das ging ganz gut, denn fernsehtauglich ist ihre Erfolgsstory allemal – und damit ist auch gleich klar, dass ihre Geschichte eher die Ausnahme als die Regel ist. Die Amoruso-Geschichte ist mehr modernes Märchen als leicht umsetzbarer How-to-Guide. Außerdem hat sie weder die Welt noch die Arbeitswelt für Frauen unfassbar revolutioniert. Es ist die Geschichte einer weißen Frau, die mit einer guten Idee viel Geld gemacht hat. Soziale Missstände wie Rassismus, Sexismus, Ableismus und Klassismus wurden damit natürlich nicht beseitigt.

»Die Führungsetagen und Vorstände werden nicht einfach wie durch Zauberhand weiblicher, sondern durch ambitionierte Frauen, die nach oben streben und es sich eben nicht in der Küche im Eigentumsheim gemütlich machen«, schreibt die deutsche Schriftstellerin Mirna Funk in ihrem Buch *Who Cares! Von der Freiheit, Frau zu sein*<sup>[2]</sup>, das 2022 erschienen ist. Auch wenn sie sich nicht als Girlboss bezeichnet, steckt in diesen Aussagen ein ausgeprägtes Lean-In-Girlboss-Mindset. Nicht nur, weil Funk selbst erfolgreich ist, sondern vor allem, weil sie harte Arbeit und Ehrgeiz als wichtige Instrumente der Selbstermächtigung und als Mittel zur Veränderung der Gesellschaft

begreift. Mit ihrem Buch will sie andere Frauen anspornen, es ihr nachzutun.

Funk hat in Führungspositionen gearbeitet, ihre Talente richtig erkannt und genutzt und sie ist vor harter Arbeit nicht zurückgeschreckt, um sich das Leben aufzubauen, das sie sich gewünscht hat. Aus der in Vollzeit arbeitenden alleinerziehenden Mutter, der keine Arbeit zu nieder, zu schlecht bezahlt oder zu anstrengend war, ist eine erfolgreiche Autorin auf Bestseller-Niveau geworden: ein Ein-Frau-Unternehmen, das sich rentiert. Und Funk vermittelt die gute Nachricht: Wenn sie es geschafft hat, dann können alle es schaffen, sofern sie sich nur trauen und endlich mal anpacken.

Als Antithese zu ihrem Lebensmodell macht sie vor allen Dingen »Reihenhaus-Feministinnen« aus: Cis-hetero-Frauen, die teilweise oder auch komplett finanziell von ihren Cis-Männern abhängig sind, sich um die Kinder kümmern und den ganzen Tag jammern – bevorzugt auf Twitter. Frauen aus einem bürgerlichen Milieu, die aber trotzdem über kaum oder nur wenig eigenes Einkommen verfügen, scheinen Funk also ein Dorn in Auge. Es ist eine ähnliche Trope wie die Latte-macchiato-Mütter aus dem Prenzlauer Berg, die ab 2011<sup>[3]</sup> ein beliebtes Feindbild im Feuilleton wurden. Frauen, die nicht außer Haus arbeiten, sondern sich der Care-Work im Haushalt und der

Kindererziehung widmen, während die Gutverdiener-Ehemänner die Patte heranschaffen – das war vor über zehn Jahren schon verdächtig.

Doch auch die Frauen, die Funk zu *mehr* inspirieren möchte, haben erst mal eine Menge vorzuweisen: Nämlich im besten Fall eine gute Ausbildung, eine Familie und ein schmuckes Zuhause. Und ich finde, das ist richtig viel – auch wenn das Ganze mit der altbekannten patriarchalen Abhängigkeitsfalle verbunden ist. Frauen, die sich jeglicher Leistungs- oder Anpassungsbereitschaft entziehen, existieren in Funks Plädoyer nicht – was zeigt, wo wir gesellschaftlich stehen. Dass Frauen, die Kinder haben, beruflich nicht richtig durchstarten wollen, scheint ärgerlich genug. Dass Frauen, die keine Kinder haben, vielleicht auch keine Karriere haben möchten, scheint eine komplett absurde Idee zu sein. Richtig faule Frauen? Frauen, die nur machen, was sie müssen? Oder sogar weniger? Kann es die geben? Ich vermute: Sie existieren wahrscheinlich noch nicht in Massen, aber sie machen sich auf den Weg. Und das ist gut so.

Das Karrierefrauen- und Girlboss-Zeitalter ist nämlich langsam ein alter Hut. Die Zeiten ändern sich, und die Zeichen, dass viele Flaggen inzwischen in Richtung einer Revolution des Ausruhens wehen, umzingeln mich jetzt, im Sommer 2022, während ich diese Zeilen tippe, nahezu täglich. Ich muss nur die

Schlagzeilen und den aktuellen Popkultur-Radar checken, um zu merken, was Sache ist: Auf meinem Nachttisch liegt der Bestseller *Slothilda: Living The Sloth Life*<sup>[4]</sup> – ein charmantes Bilderbuch für Erwachsene, in dem ein Faultier Lektionen zum komfortablen Leben erteilt. Die US-Sängerin Beyoncé hat mit »Break My Soul« quasi eine Anti-Work-Hymne vorgelegt, und alle, die im Sommer zu »Release ya job, release ya mind« getanzt haben, haben sich wahrscheinlich auch irgendwie von diesen Lyrics abgeholt gefühlt.

Als Aufnahmen von Reality-Star und Mode-Unternehmerin Kim Kardashian in den sozialen Medien auftauchten, in denen sie den inzwischen berühmt-berüchtigten Satz »It seems like nobody wants to work these days« fallen ließ, hagelte es so viel Spott und Häme, dass sie sich dazu veranlasst fühlte, sich für diese Aussage zu entschuldigen. Alles nicht so gemeint, aus dem Zusammenhang gerissen, das Übliche. »Ich weiß, dass Frauen hart arbeiten«, gab sie schuldbewusst zu<sup>[5]</sup>.

Aber nicht nur diese Botschaften aus der Popkultur verweisen auf ein neues Mindset: Auch der Arbeitsmarkt trifft neuerdings auf Leute, die keinen Bock mehr haben, sich totzubuckeln. Chefs mittleren und höheren Alters beschwerten sich im deutschen Feuil-

leton, dass die jüngere Generation »nicht mehr arbeiten will« und rätseln, warum es Leuten keinen Spaß mehr macht, sich 40 Stunden und mehr pro Woche von einer Firma ausbeuten zu lassen. Ergänzend werden in verschiedensten Medien Impressionen des um sich greifenden Fachkräftemangels präsentiert: Chaos an Flughäfen europaweit, da das Personal fehlt. Ein Dienstleistungssektor, der kurz vor dem Kollaps steht, da sich Leute mittlerweile aussuchen können, wo und zu welchen Konditionen sie arbeiten wollen. Bäckereien und Frischhaltetheken in deutschen Supermärkten, die früher schließen müssen, weil sie nicht mehr alle Schichten mit Personal besetzen können. Die Hierarchien bei Bewerbungsprozessen fallen zunehmend zugunsten der Arbeitnehmer\_innen aus – nicht mehr sie scheinen die Firmen von sich überzeugen zu müssen, sondern umgekehrt.

Woher das Personal nehmen, das überall fehlt? Aus der Politik neoliberaler Prägung kamen dazu prompt Vorschläge, die wie Mühlen im dicken Eiswasser wirkten, wenn man sich die Bedürfnisse der Erwerbstätigen anschaut: »Wollen wir Menschen nicht lieber wieder mehr verdienen lassen, indem wir etwas länger arbeiten?«, fragte etwa der frühere SPD-Chef Sigmar Gabriel in der *Bild am Sonntag* – und plädierte für eine 42-Stunden-Woche.<sup>[6]</sup> Ich bekam sofort Gänsehaut, als ich das las. Ökonom\_innenstim-

men warben für die Rente ab 70, und Bundesminister der Finanzen Christian Lindner aus der FDP wünschte sich »mehr Überstunden«.<sup>[7]</sup> Außerdem empfahlen einige Experten<sup>[8]</sup>, sich endlich mal an die Frauen ranzumachen, die lieber in Vollzeit oder Teilzeit zu Hause chillen (aka Kinder erziehen und den Haushalt schmeißen), anstatt sich vollständig dem Arbeitsmarkt hinzugeben: Die Stärkung der Erwerbstätigkeit von Frauen auf struktureller Ebene sei wichtig, da sie »nicht nur enormes wirtschaftliches Potenzial für Deutschland mobilisieren«, sondern auch »die Sozialsysteme zukunftsfester machen«<sup>[9]</sup> würde. Nur etwa 35 Prozent der Frauen im erwerbsfähigen Alter arbeiten in Vollzeit, und 20 Prozent sind beruflich komplett inaktiv. Das findet man auf einmal scheiße, obwohl man vorher vor allem in Westdeutschland jahrzehntelang darauf hingearbeitet hatte, Frauen möglichst hinter dem Herd zu halten.

Heute ist man froh, wenn Frauen überhaupt umfangreicher arbeiten als bisher – auf der großen Suche nach »Girlbossen« ist man nicht. Aber Girlbosse stellen sich auch nicht hinter die Bäckereitheken, putzen keine Bürogebäude, arbeiten nicht als Erzieherinnen, fahren keine Busse. Girlbosse fühlen sich zu Höherem berufen.

Aber: Selbstverständlich darf man nicht außer Acht lassen, wie sexistisch der Begriff »Girlboss« ei-



gentlich ist. Von einem »Boyboss« würde man nie sprechen – die Idee scheint so absurd, dass sie fast schon lustig ist. Aber man braucht einen Terminus wie »Boyboss« auch einfach nicht, denn dass Männer die Fäden in der Hand haben, wurde immer schon als Status quo betrachtet, während alles, was Frauen tun oder erreichen, immer noch als nachahmenswerte Ausnahme verkauft wird.

Der Punkt, der mich zum kompletten Gegenteil vom Girlboss macht, ist ansonsten schnell erklärt: Ich glaube nicht, dass Erfolg Menschen freier und die Gesellschaft besser macht. Die Idee, dass es Girlbosse gibt, geht auch immer einher mit der Vorstellung, dass unser ungerechtes System eigentlich offene Türen hat – und zwar für alle, die es wirklich schaffen wollen. Das stimmt natürlich nicht. Wer wo im sozialen Feld mitmischen kann, hat weniger etwas mit dem individuellen Willen zu tun, sondern mit der Strukturierung unserer Gesellschaft. Chancengleichheit gibt es bis heute nicht. Auf dem Arbeitsmarkt werden für verschiedene Aufgaben ungleiche Qualifikationen nachgefragt, außerdem fördert das deutsche Bildungssystem die Konkurrenz um knappe, privilegierte Ausbildungen für knappe, privilegierte Berufe. Bei der PISA-Studie 2018 gehörte die Bundesrepublik mit Platz 33 von 36 Nationen wiederholt zu den

Schlusslichtern beim Thema soziale Förderung der Schülerinnen und Schüler<sup>[10]</sup>. Immer noch stammt der Großteil vieler Studierenden aus Akademiker\_innenfamilien. Kinder aus Familien ohne Hochschulerfahrung sind deutlich weniger repräsentiert: 79 Prozent der Kinder aus Akademiker\_innenfamilien beginnen ein Studium, wohingegen es bei Nichtakademiker\_innenkindern nur 27 Prozent sind, obwohl deutlich mehr die Hochschulzugangsberechtigung erhalten haben<sup>[11]</sup>. Es gibt Personengruppen, denen der Zugang zum Arbeitsmarkt und zu Bildungsangeboten systematisch verwehrt oder erschwert wird: Geflüchteten mit einem unsicheren Aufenthaltsstatus wie der Duldung zum Beispiel. Zwar sollen Menschen mehr arbeiten – aber bitte nicht alle, denn »wo kämen wir denn dann hin?«

Und auch die Lage der Frauen auf dem Arbeitsmarkt ist bis heute keineswegs ein Paradebeispiel für Gleichberechtigung: Sie arbeiten öfter in schlecht bezahlten Berufen, sind immer noch dem Gender-Pay-Gap unterworfen, stellen die Mehrheit der Teilzeitkräfte, heimsen weniger Rentenpunkte ein und waren zum Beispiel während der Corona-Pandemie häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen.<sup>[12]</sup> Dass bei all diesen Widrigkeiten noch an den eigenen Ehrgeiz appelliert wird, halte ich für eine der manipulativsten Messages

überhaupt; Ambitionen, oder besser gesagt den Drang, sich in beruflichen Settings »selbst zu verwirklichen«, für Humbug. Im Neoliberalismus kann es kein »verwirklichtes Selbst« geben – dafür ist das System zu ungerecht, zu spannungsgeladen, zu widersprüchlich. Es mag Menschen geben, die auf einem besonders privilegierten Platz gelandet sind und sich damit »selbstverwirklicht« fühlen – aber den Preis dafür zahlen genug andere Leute, die wichtige, aber unterbezahlte oder gar nicht bezahlte Arbeiten verrichten und sich dabei ausbeuten lassen müssen. Hier wiederum mischen Frauen ganz vorne mit: Sie stellen im Jahr 2020 in Deutschland über 80 Prozent der sozialversicherungspflichtig beschäftigten Pflegekräfte<sup>[13]</sup>. Aber auch andere Personengruppen wie Migrant\_innen und Menschen mit Behinderungen werden nach wie vor systematisch auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt, genauso wie Menschen mit (chronischen) Erkrankungen.

Ja, ich war auch mal ambitioniert, aber das habe ich weitestgehend eingestellt. Nicht nur aus Resignation, nicht nur aufgrund meines Soziologinnen-Backgrounds, sondern auch, weil ich mich entschied, meine Lebensrealität radikal zu akzeptieren. Schon kurz nach dem Einstieg ins »richtige« Berufsleben habe ich nach und nach angefangen, mich jeglichem

übertriebenen Leistungsdenken zu widersetzen – und zwar in allen Lebensbereichen. Ich mache einen normalen, aber systemrelevanten Job, ich wohne seit vielen Jahren in einer absolut durchschnittlichen Wohnung in einer sehr unspektakulären (aber dafür schönen) Stadt, und ich habe mich auch von dem Ziel, eine eigene Familie zu gründen, verabschiedet. Mein Lebensmotto: keine Kinder und keine Karriere. Und wenn ich mich mit Freund\_innen unterhalte, die unterm Strich gesehen wesentlich mehr als ich im Leben erreicht haben – jobtechnisch, finanziell, familien- und immobilientechnisch –, höre ich öfter: »Du machst es richtig.« Ich liege also irgendwie *im Trend*. Und das Wichtigste ist: Mir geht es gut. Mir geht es wirklich sehr gut. Ich könnte mir morgen theoretisch einen Kartell-Nachttisch im Internet bestellen oder mir beim Friseur für einen dreistelligen Betrag Keratin in die Haare ballern lassen. Ich könnte eine richtige Mitmach-Sau im Kapitalismus sein, und an manchen Tagen bin ich das wahrscheinlich auch. Bin ich deswegen ein Girlboss? Nein! Ich bin einfach eine privilegierte Person mit einer soliden Arbeitsstelle.

Wir kommen hier zu einem entscheidenden Punkt: Ich kann es mir leisten, auf Ehrgeiz zu pfeifen. Das ist mir bewusst. Damit meine ich nicht, dass ich jemals meine Arbeit schlecht gemacht oder all meine Träume aufgegeben habe. Vielmehr ist es so, dass ich

gelernt habe, Grenzen zu setzen, und mich nicht damit abzufinden, blind irgendwelchen Zielen hinterherzujagen.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die gestresst durch ein Office hetzen und fünf bis sieben Tage pro Woche unfassbare Geschäftigkeit performen. Ich komme pünktlich und gehe pünktlich – und manchmal auch einfach dann, wenn ich alles erledigt habe. Ich weiß, was Minusstunden sind, denn, glaubt mir, ich hatte so einige davon. Irgendwann vor ein paar Jahren hatte ich in einem Job so viele, dass mein damaliger Chef mich in sein Büro zitieren musste. Ganz verdutzt verkündete er mir, dass ich quasi einen Minusstunden-Rekord im Unternehmen geknackt hatte – und das, obwohl meine Leistungen immer makellos waren. Wie konnte das sein? Erst war mir das ganze Gespräch unfassbar peinlich, aber dann war es ganz einfach erklärt: Ich hatte immer dann Feierabend gemacht, wenn ich meine Aufgaben erledigt hatte. Klar, ich hätte die Arbeitszeit auch abummeln können, aber nachdem ich irgendwann meinen Schreibtisch geputzt, die Schränke im Büro entrümpelt und fast noch die Fenster geputzt hätte, entschied ich mich, nach Hause zu gehen. So sparte ich der Firma wahrscheinlich sogar noch Geld, weil ich nach Feierabend weder die Küchenmikrowelle, die Klospülung oder

das Deckenlicht in meinem Büro in Anspruch nahm. Trotzdem sind Minusstunden offiziell keine prima Sache – das sah ich ein. Ich ließ zwei Urlaubstage in Arbeitsstunden verwandeln, versprach den Rest der Fehlzeiten aufzuholen, und damit hatte sich die Sache erledigt.

Versteht mich bitte nicht falsch. Vor allem, wenn ihr gerade Jobs machen müsst, die weder angenehm noch solide bezahlt sind, und in denen ihr auch keine großartigen Freiheiten habt. Oder wenn ihr aus irgendwelchen Gründen gerade nicht arbeiten könnt – das hier soll auf keinen Fall ein »Ihr müsst es nur so machen wie ich, und schon geht es euch ganz prima!«-Buch werden. Ich bin nicht hier, um irgendwem Lektionen für das gute Leben zu erteilen – jede\_r entscheidet für sich selbst, was am besten funktioniert, okay? Im Übrigen ist meine Lebensphilosophie des Anti-Girlboss auch nichts Besonderes. Sie fügt sich ein in das Spannungsfeld kapitalistischer Strukturen, und sie ist wahrscheinlich weniger Ausdruck einer cleveren inneren Rebellion, sondern eher ein Produkt der Umstände, also der Macht- und Gewaltstrukturen, in die auch schnöde Lohnarbeit und alle anderen Arbeiten eingebettet sind. Das heißt aber nicht, dass das ein Grund zur Resignation sein muss. Im Gegenteil. Was passiert, wenn man entdeckt, dass

es einem eigentlich ganz gut damit geht, keinen coolen Job zu haben, Dienst nach Vorschrift zu machen und viele Dinge einfach eine Runde langsamer angehen zu lassen, davon will ich erzählen. Und davon, wie ich überhaupt dort gelandet bin.